



**JOE
BAUSCH**

MAXIMA CULPA

Jedes Verbrechen beginnt im Kopf



ullstein

Joe Bausch
mit
Bertram Job

MAXIMA CULPA

Jedes Verbrechen beginnt im Kopf

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfoto: © Thea Weires

Gesetzt aus der Albertina by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06661-5

Inhalt

Das Böse hat viele Gesichter – ein Vorwort	7
Toxische Männer	13
Hinter einem roten Vorhang	43
Die Beifahrerin	69
Fatale Verbindungen	91
Blutsschwestern	119
Bis dass ein Tod euch scheidet	145
Der trockene Tod	177
Im Tunnel	199
Der Tod kommt im weißen Kittel	229
Es geht nicht aus dem Kopf	255
Nachwort	277

Das Böse hat viele Gesichter – ein Vorwort

Vor ein paar Jahren habe ich von einer ziemlich ausgefallenen Statistik erfahren. Demnach begegnet jeder von uns während seines Lebens im Durchschnitt rund sechshundertfünfzig Mördern, einhundertfünfzig Sexualstraftätern und Vergewaltigern sowie rund dreihundertsechzig Psychopathen. Mancher wird sich die Frage stellen, mit welcher Art von Wahrscheinlichkeitsrechnung diese Zahlen ermittelt worden sind. Für mich aber haben sie ohnehin kaum erschreckende Wirkung. Während meiner sechshundertfünfzig Berufsjahre als Anstaltsarzt entsprachen die Zahlen grob überschlagen dem Pensum einer gewöhnlichen Arbeitswoche mit zwei »großen Sprechstunden« in einem Hochsicherheitsgefängnis für besonders gefährliche Verbrecher. Hier bin ich Tag für Tag meiner Verantwortung für zuletzt einhundertfünfzig Insassen nachgekommen und habe dabei Psychopathen und Narzissten, Sadisten und Pädophile, Impuls-, Affekt- und Triebtäter sowie

eher unauffällige Delinquenten kennengelernt. Sie waren meine Patienten und, wenn sie nicht schwiegen, auch meine Gesprächspartner.

Der stete Austausch hat mir auch immer wieder klargemacht, wo jedes Verbrechen in erster Linie seinen Ursprung nimmt: im Kopf von Menschen, die den Kampf gegen mächtige Triebe, Defizite und Störungen in ihrer Persönlichkeit, wenn überhaupt, dann nur durch langwierige, professionelle Hilfe gewinnen können. In vielen Fällen gelingt das nicht. Tatsache ist ja, dass knapp zehn Prozent der Straftäter hierzulande für über fünfundsiebzig Prozent der schwersten Verbrechen sowie das damit verbundene Leid der Opfer und ihrer Angehörigen verantwortlich sind. Dieser harte Kern besteht aus vorwiegend notorischen Täter:innen, deren Mindset sich in der Regel nahezu unbemerkt – und unbehandelt – von den Vorstufen einer schweren Persönlichkeitsstörung bis zu deren Vollbild entwickelt hat. Dann begehen sie entsetzliche Verbrechen, verursachen furchtbares Leid – und laden allerschwerste Schuld auf sich.

Quia peccavi nimis cogitatione, verbo et opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Auf Deutsch: Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken: durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine allergrößte Schuld. So heißt es im »Confiteor«, das nach dem »Vaterunser« das bekannteste Gebet in unserem über-

wiegend christlich geprägten Kulturkreis ist. Dieses Ritual, Verfehlungen in Gedanken, Worten und Werken einzugestehen, ist den meisten von uns vertraut – einschließlich der Büßergeste, sich dabei zum Zeichen der eigenen Verantwortung dreimal mit der Faust auf die Brust zu schlagen. Sie zeigt Reue und zielt auf Vergebung ab. Das gilt bis heute, weil auch das moderne, auf Resozialisierung ausgerichtete Strafrecht das Böse in uns nicht verhindern kann.

Der ewige Wettstreit zwischen Gut und Böse, Eros und Tod ist seit jeher eines der großen Themen in unserer Kultur. Er beschäftigt unser Denken, Fühlen und Handeln seit dem ersten Sündenfall und lässt uns einfach nicht los. Nicht ganz zufällig wurde mir immer wieder diese eine Standardfrage zu meiner Arbeit im Knast gestellt: »Was fasziniert Sie denn so am Verbrechen, dass Sie sich die längste Zeit Ihres Lebens mit Straftätern und Verbrechern der übelsten Sorte umgeben und beschäftigt haben?«

Anders als vermutet, war es bei mir jedoch nicht die Faszination für das Verbrechen, die mich über dreißig Jahre im Knast ausharren ließ. Sondern zum einen die Neugier des Arztes, dem sich dadurch die Gelegenheit bot, mehr als nur einen flüchtigen Blick hinter die Mauern zu werfen und mutmaßliche wie verurteilte Straftäter aus unmittelbarer Nähe kennenzulernen. Und zum anderen auch das besondere Interesse des Schauspie-

lers, der hinter jeder Fassade oder Maske nach dem Alter Ego sucht und mehr Aufmerksamkeit für gestörte, getriebene, gewalttätige, gescheiterte und gebrochene Charaktere aufbringt als andere. Schließlich ist es für jeden Darsteller die größte Herausforderung, die Rolle eines Bösen möglichst echt und überzeugend zu geben sowie der Figur ein überraschendes Spektrum zu verleihen.

Selbstverständlich hat mich auch die Frage beschäftigt, wie es mancher Delinquent über Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hinweg schafft, seine Umgebung so gründlich zu täuschen, wie es einem Schauspieler gerade mal für die Dauer eines Theaterstücks oder eines Filmes gelingt. Was gehört mehr zu so einem Charakter, was kostet ihn mehr Kraft: die Rolle des hilfsbereiten Nachbarn, aufmerksamen Familienvaters und liebevollen Partners oder die des sadistischen Kinderschänders und Serienmörders? Fällt es ihm leicht, immer wieder hin- und herzuswitchen? Hat er manchmal sogar Angst vor dem, wozu ihn seine Perversion treibt? Wie lange bleiben einem Mörder die von Angst und Todesqual gezeichneten Gesichter seiner Opfer vor Augen? Wie lebt man mit so einem Geheimnis, und wie fühlt es sich an, wenn einem im Gerichtssaal die Maske vom Gesicht gerissen und man mit der eigenen teuflischen Fratze dahinter konfrontiert wird? Empfindet so jemand tatsächlich Scham, Einsicht und Reue, oder sind das auch nur gefäl-

lige Posen, hinter denen sich hauptsächlich Selbstmitleid und die Hoffnung auf ein mildes Urteil verbergen?

Auf etliche dieser Fragen habe ich bis heute keine schlüssigen Antworten bekommen, und das war wohl einer der Gründe dafür, warum ich es so lange hinter Gittern ausgehalten habe. Inzwischen weiß ich, dass ein Sadist auch im Knast zunächst ein Sadist bleibt, ein Psychopath eben psychopathisch, ein Pädophiler pädophil und ein Narzisst sich selbst treu. Nur dass man in einem Hochsicherheitsgefängnis alles dafür tut, solche Menschen am Ausleben ihrer Fantasien, Impulse und Affekte zu hindern.

An Nachschub mangelt es dem Vollzugssystem nicht: Während die Zahl der schweren Gewaltdelikte tendenziell zurückgeht, wächst der Katalog der kriminellen Delikte weiter an. Für eine ganze Reihe davon gelingt es fast allen von uns, ein gewisses Verständnis, ja sogar etwas Nachsicht aufzubringen. Bei anderen fällt das im Vergleich viel schwerer, und bei einigen gelingt es uns nur mit erheblicher Mühe, das impulsive Bedürfnis nach Rache und Vergeltung zu unterdrücken. Diese Einstellungen schimmern auch immer wieder durch, wenn ich auf meine Aufgabe im Strafvollzug angesprochen werde.

Viele tun sich eben schwer mit den Urheber:innen grausamster Verbrechen, die über die Grenzen ihrer Vorstellungskraft hinausgehen. Das gilt selbst für

manch routinierten Staatsanwalt, Kripobeamten oder Richter. Viele von ihnen können im kleinen Kreis ihre Genugtuung kaum verhehlen, wenn sie erfahren, wie etwa Kinderschänder und -mörder in der Knasthierarchie brutal nach unten durchgereicht werden. Selbst denen, die sich von Berufs wegen tagtäglich mit schwersten Straftaten beschäftigen, stockt gelegentlich noch der Atem, wenn sie mit den Einzelheiten monströser Taten konfrontiert werden – und mit Verbrechern, die allergrößte Schuld, also *maxima culpa*, auf sich geladen haben.

Von ihnen und all dem, was sie dazu gebracht hat, wird in den zehn nachfolgenden Geschichten exemplarisch erzählt. Eines ist ihnen allen gemein: Sie zeigen, dass jedes Verbrechen im Kopf beginnt und das Böse viele Gesichter hat. Es variiert von entsetzlich banal über furchtbar grausam bis wahnsinnig krank – und kann uns in der Tat überall begegnen.

Toxische Männer

Regeln und absperren, sichern und ableiten: Das sind die vordringlichsten Funktionen der Qualitätsschwerarmaturen, die in dem über siebzig Jahre alten mittelständischen Unternehmen im Kreis Gütersloh hergestellt werden. Hier fertigt der Großteil von über siebenhundert Mitarbeitern vor allem Absperr-, Regulier- und Rückschlagventile für Industrieanlagen, den Schiffsbau und die Gebäudetechnik. Die Produktion der mannigfaltigen Komponenten und Systeme ist so komplex wie das Ensemble der Werkshallen, die sich da unweit der A33 aneinanderreihen, irgendwo zwischen Bielefeld und Paderborn. Es braucht seine Zeit, sich in dieser Landschaft aus Flachdächern erst mal zu orientieren.

Im Grunde ist es aber nicht notwendig, dass jede und jeder hier den Durchblick übers Gesamte hat. Auch ein Mitarbeiter wie Stefan Rösler (*Name geändert*) kennt sich in erster Linie nur in seinem Arbeitsbereich aus. Dort, im Werkzeugbau, wandelt und wirkt er mit einer

überschaubaren Anzahl von Kollegen, die sich schon aus Gewohnheit vertrauen. Jeder von ihnen macht seinen Kram und sorgt dafür, dass es an seiner Stelle nicht hakt. Und jeder ist während der drei Schichten etwa im gleichen Rhythmus. Der Austausch bleibt in aller Regel auf die Pausen beschränkt. Dann kommen in einer abgetrennten Ecke der Abteilung Zeitungen, Thermoskannen und Brotdosen auf den Tisch – sowie die neuesten Ansichten zur großen Politik, zu Kollegen und Vorgesetzten und den Fußballern von Arminia Bielefeld.

Im Sommer 2016 aber ist plötzlich etwas anders für Rösler: Dem Endzwanziger aus dem Ort schmeckt das mitgebrachte Mineralwasser nicht mehr. Es hinterlässt beim Trinken einen süßlichen Geschmack, wie er findet. Außerdem muss er sich nach ein paar Schluck öfter mal übergeben. Eine Erklärung dafür findet er nicht – nur einen Vorgesetzten, dem es manchmal genauso geht. Trotzdem gibt er erst mal nichts darauf. Er will ja nicht gleich »die große Welle« machen oder andere verdächtigen – schon gar nicht ohne konkreten Anhaltspunkt.

Doch der seltsame Geschmack ist immer wieder mal da, und dazu kommen irgendwann erste Schmerzen. Rösler spürt sie im Rücken, in dem Bereich, wo die Nieren sind. Aber zum Arzt geht ein echter Kerl wie er deshalb noch lange nicht. So dauert es etliche Monate, bis er mit akuten Beschwerden ins Krankenhaus einge-

liefert wird. Dort stellen die Ärzte fest, dass die beiden Organe nur noch zu gut zwanzig Prozent funktionsfähig sind. Das gilt ganz ähnlich für ihn selbst: Der bisher so zuverlässige, robuste Mann fällt wegen zunehmender Schwäche und etlicher Untersuchungen nun häufiger aus.

Ab März 2018 ist dann ab und zu ein ominöses helles Pulver auf seinem Pausenbrot. Das ist der Punkt, an dem Rösler endlich Betriebsleitung und Polizei alarmiert. Letztere bringt mit Zustimmung des Betriebsrats bald eine Videokamera in einem Versorgungsschacht an. Sie ist auf die Pausenecke der Abteilung gerichtet und zeichnet eines Tages im Mai einen regelrechten Sabotageakt auf. Der Geschäftsführer und die Männer vom Betriebsrat wollen ihren Augen kaum trauen, als ihnen die Bilder vorgespielt werden.

Da tritt ein Mann auf den Plan, der Röslers Rucksack öffnet, um dessen Brotdose herauszuholen und zu öffnen. Er klappt die Stulle auf und streut ein helles Pulver, das er aus einem kleinen Umschlag holt, auf den Belag. Dann legt er die Stulle wieder in die Dose und die Dose in den Rucksack, bevor er eilends verschwindet. Die ganze Szene dauert nur wenige Sekunden, aber ihr Akteur ist in den Aufzeichnungen einwandfrei zu erkennen – und das ist eine große Überraschung für alle.

Mit Lothar Pohl (*Name geändert*) hat Rösler eigentlich nie richtig Streit gehabt. Voraussetzung dafür wäre ja,

dass man ab und zu miteinander spricht. Aber der hagerere Mitfünfziger, der deutlich jünger wirkt, ist in über fünfunddreißig Betriebsjahren ein Schweiger vor dem Herrn geblieben. Ein »eigener Pitter«, wie man auf Westfälisch sagt, der am liebsten die Kopfhörer aufbehält, um nicht ansprechbar zu sein, und seine Pausen allein am Arbeitsplatz verbringt statt in Gesellschaft. Ihn einzubeziehen ist ein aussichtsloses Unterfangen geblieben. Selbst wer ihn im Vorbeigehen grüßte, bekam außer skeptischen Blicken nie etwas zurück.

In diesem Stil hat der Mann eine unsichtbare Mauer um sich herum errichtet, und wer da durchdringen will, muss sich auf einiges gefasst machen. Einen Kollegen, der ihn mal »Lothi« rief, hat er gleich am Kragen gepackt und zusammengefasst. Eine junge Mitarbeiterin, die ihn um Hilfe bat, brüllte er postwendend an: »Kümmere dich gefälligst selbst drum!« Und wenn die Männer mit dem Gabelstapler ihr Material nicht auf Kante genau bei ihm abstellten, schickte er ihnen wüste Beschimpfungen hinterher. Das spricht sich herum: Hier ist einer offensichtlich immer knapp unterm Siedepunkt. Ganz kurze Lunte, wie man hinter seinem Rücken flüstert.

Aber warum nur? Eine Frau, zwei Kinder und ein Eigenheim in Bielefeld: Viel mehr als diese Basisdaten ist von Lothar Pohl kaum bekannt geworden im Betrieb. Darüber hinaus wissen Rösler und Kollegen der Polizei allenfalls noch zu erzählen, dass er mit dem Fahrrad

zur Arbeit kam. Jeden Tag zwanzig Kilometer hin, bei Wind und Wetter, und zwanzig Kilometer zurück; das wurde gnadenlos durchgezogen. So einer kommt weder zur Betriebsfeier noch zum Straßenfest in seiner Nachbarschaft. So einer erklärt sich auch nicht, wenn die Polizei ihn nach Motiven für seine lebensgefährlichen Attacken fragt. Die Verhaftung durch vier Zivilbeamte an seinem Spind, kurz vor der Spätschicht, hat er stumm über sich ergehen lassen.

Dass er den Giftanschlag auf Rösler nicht leugnen kann, ist Pohl völlig klar. Außerdem kommen jetzt noch weitere Vorfälle ans Tageslicht, die vermutlich ebenfalls auf sein Konto gehen. Zum Beispiel die plötzliche Erkrankung eines Kollegen aus der Abteilung, er kam mit Krämpfen und Magenblutungen ins Krankenhaus. Nachdem seine Nieren im Frühjahr 2018 komplett versagten, muss sein Blut nun dreimal die Woche an einer Dialysemaschine gereinigt werden. Oder das plötzliche Siechtum jenes Werksstudenten, keine dreißig Jahre alt, der zum Sommer 2016 mit einer schweren Quecksilbervergiftung und akuten Hirnschäden eingeliefert wurde. Er liegt seit zwei Jahren im Wachkoma: die Augen geöffnet, aber sonst ohne jeden eigenen Impuls.

Eindeutige Indizien, wenn nicht Beweise hat die Polizei schon vor der Verhaftung sichergestellt. Sie ergeben eine lange Spur. Vor rund acht Jahren hat der Ein-

zelgänger nachweislich damit begonnen, sich in einem Kellerraum ein wahres Chemielabor einzurichten. Die Vorräte an Quecksilber, Bleiacetat, Kadmium und anderen Stoffen würden Schätzungen zufolge ausreichen, um die gesamte Bevölkerung von Bielefeld zu vernichten. Dazu finden sich im Keller auch Grundlagenwerke wie die mit eigenen Notizen gespickten *Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft* von 1903, etliche Reagenzgläser in verschiedenen Größen und mehrere Goldwaagen. Alles, was ein Giftmischer braucht.

Aber warum gerade diese Kollegen, und warum weisen bei anschließenden Untersuchungen dann auch die Frau des Täters und ihre beiden Kinder alarmierende Quecksilberwerte im Körper auf? Hat da einer die ganze Menschheit um sich herum peinigen und über kurz oder lang vernichten wollen? Die Berichte in den Regionalzeitungen, die sich auf den Fall stürzen, können keine schlüssigen Antworten geben. Das gilt ganz ähnlich für den Prozess, der zum Winter 2018 am Landgericht Bielefeld beginnt. Dort soll sich der gelernte Industrieschlosser wegen heimtückischen und besonders grausamen versuchten Mordes in mehreren Fällen verantworten – während man in über zwanzig weiteren plötzlichen Todesfällen im Unternehmen seit der Jahrtausendwende vorsichtshalber ermittelt.

Der Angeklagte selbst hat sich bereits im Vorfeld geweigert, mit den Psychiatern zu reden, die ein Gutach-

ten über seine Persönlichkeit anfertigen sollen. Auch mit Anwälten spricht er nicht. Das beharrliche Schweigen wird auch während der Verhandlungen nur ein einziges Mal gebrochen. Am vorletzten Tag, nach dem abschließenden Plädoyer seiner beiden Verteidiger, gibt Pohl tatsächlich einen vollständigen Satz zu Protokoll. Er lautet: »Ich schließe mich den Ausführungen meiner Verteidigung vollumfänglich an.«

Es ist ein kleiner, drahtiger Mann mit einem getrimmten Vollbart, der da völlig ungerührt zwischen den beiden Pflichtanwälten sitzt, und mancher Beobachter fragt sich, ob ihn das Geschehen im Saal überhaupt interessiert. Dabei sind die Anschuldigungen der Staatsanwaltschaft erheblich. Sie werfen ihm vor, dass er seine Kollegen in unregelmäßigen Abständen mit Quecksilberverbindungen vergiftet habe, um deren Schmerzen und Qualen mitzuerleben. Ein Forscher von eigenen Gnaden, der Privatstudien über die Wirkung toxischer Stoffe am lebenden Objekt betreibt. Und das Feldexperiment ungerührt fortsetzt, während die Probanden links und rechts von ihm schwerstgeschädigt zusammenbrechen.

Mangelnde Auffassungsgabe kann nicht dahinterstecken. Bekannte aus der Jugendzeit versichern Journalisten, dass hinter der stillen Fassade ein überdurchschnittlich intelligenter Geist sitzt. Pohl imponierte allen mit ausgeprägtem musischem Interesse und viel

Leidenschaft für anspruchsvolle Filme. Er verfügte schon früh über eine umfassende Allgemeinbildung und ein ausgeprägtes Talent zum Tüfteln. So wusste er als Schüler aus ein paar Glasscheiben ein Teleskop zu basteln und lieferte im Deutschunterricht oft herausragende Arbeiten ab. Nicht selten forderte ihn der Lehrer auf, sie vor der Klasse vorzutragen. Dann las er mit hochroten Wangen vor.

»Er schrieb wie ein Erwachsener, pointiert, mit gewaltigem Wortwitz«, schildert ein früherer Mitschüler einem Reporter des *Stern*. Vor dem Hintergrund war es umso tragischer, dass ihm gleichzeitig eine Rechtsschreibschwäche zusetzte. Dazu kommt offenbar noch ein anderes Defizit: Lothar Pohl findet seit je einfach keinen Weg, aus sich herauszugehen. Er kann nicht recht vermitteln, was ihn bewegt, und schert sich umgekehrt auch wenig darum, wie es anderen geht. Der Mangel an Empathie und die Unfähigkeit, Konflikte auszutragen, schränken den Kreis seiner Bekannten über die Jahre immer mehr ein. Zur Hochzeit mit einer Frau aus Bremen lädt er kaum noch eigene Freunde ein. Auf Familientreffen spielt er später lieber mit Kindern von Verwandten, als sich unter die Erwachsenen zu mischen.

Was ihm diese Frau bedeutet, wie er sie kennengelernt hat: All das oder gar mehr aus dem Innenleben hat auch der Schulfreund nie erfahren. Ihm habe Pohl zu

Beginn der Liaison bloß gesagt: »Ich bin jetzt öfter in Bremen.« Die knappe Diktion war typisch für das bisschen Nähe: »Mit Lothar war man zusammen, ohne viel zu sprechen.«

Das kann man schrullig, verklemmt oder so unangenehm finden, dass man ganz pragmatisch in den Meide-Modus wechselt. So wie es in Pohls Betrieb oder auch in der Wohnsiedlung nahe Bielefeld geschieht. Dort hat eine Nachbarin am Morgen nach einem kleinen Streit einmal lauter Nägel auf ihrem Rasen entdeckt – so hinterrücks ausgestreut wie das Bleipulver auf den Pausenbroten. Man kann darin aber auch das stille Drama des gewaltbereiten Soziopathen sehen. Einer dissozialen Persönlichkeit also, die kein Mitgefühl kennt und nur ihre eigenen Ziele verfolgt. Allzu schnell gewillt, sich über die Bedürfnisse der anderen, allgemeine Konventionen, Normen und Gesetze hinwegzusetzen.

Die eingebaute Rücksichtslosigkeit macht aus dem einen Soziopathen unter Umständen einen durchsetzungsfähigen Geschäftsführer mit einem sechs- bis siebenstelligen Jahresgehalt – und aus dem anderen einen skrupellosen Kriminellen. Es kommt oft nur darauf an, wie clever oder charmant, dominant oder manipulativ er mit seiner Umgebung umzugehen weiß. Manche schaffen es, sich nach oben durchzubeißen; andere werden, wenn das nicht gelingt, völlig unscheinbar. So wie

der introvertierte Lothar Pohl, über den der Personalleiter des Armaturenherstellers zum Reporter des *Spiegel* sagt: »Wenn es eine graue Maus gab, war Lothar unter den Grauen die Graueste.«

Hinter der Fassade der unauffälligen Randfigur, die häufiger zurücksteckt, brodelte es jedoch. Denn die Frustration, die der Soziopath dabei empfindet, löst starke Emotionen aus. Sie bauen sich in kleineren oder größeren Wellen auf und suchen sich irgendwann ein Ventil. Keines in der Art, wie es in den Werkshallen des mittelständischen Unternehmens hergestellt wird, sondern eines zum Ableiten von aufgestauten psychischen Energien. Dann braucht es nicht mehr viel, bis die graue Maus irgendwann Grenzen überschreitet – und heimlich zum Panther wird.

Der forensische Psychiater, mit dem der Angeklagte nicht sprechen will, hat im Auftrag des Gerichts gleichwohl dessen Vorleben recherchiert. Dabei ist er bald auf ein einschneidendes Erlebnis in der Familie gestoßen: Eines der beiden Kinder, das durch eine künstliche Befruchtung entstand, ist mit dem Down-Syndrom zur Welt gekommen; es entwickelt sich nur verzögert. Die Enttäuschung darüber könnte der Auslöser für die sich häufenden Giftattacken gewesen sein – auch wenn sich das nicht mit letzter Sicherheit belegen lässt, wie der Psychiater betont. »Der Angeklagte stand der Behinderung des eigenen Sohnes hilflos gegenüber«, heißt es im

Gutachten. »Auf der anderen Seite schwang er sich zum Herrn über Leben und Tod auf.«

Das passt ins Profil des Soziopathen, der bei allen abrupten Stimmungsschwankungen doch die Kontrolle behalten will. Wird sie akut bedroht, kann er in helle Aufregung verfallen. Und das ist recht genau das Verhalten, das Lothar Pohl an den Tag legt. Er sabotiert jetzt das Glück der anderen und pickt sich dafür willkürlich Opfer heraus, mit denen es gar keine Konflikte gibt. Im Gegenteil: Gerade zu dem jungen Studenten, der in den Semesterferien in seiner Abteilung arbeitete, hat Pohl wohl einen betont freundlichen Umgang gepflegt. Nur ist das für eine dissoziale Persönlichkeit im Zweifel nicht von Bedeutung.

Es kann sogar sein, dass der verdeckt operierende Täter Befriedigung, wenn nicht Freude dabei empfindet, wann immer er sich das Ausmaß des verursachten Leidens vorstellt. Die heftigen Krämpfe wie die inneren Blutungen sind dann Indikatoren seiner Macht. Dazu kommt das erhebende Gefühl der Überlegenheit, solange seine kriminellen Attacken nicht entdeckt werden: In einer Landschaft von lauter Ahnungslosen ist er der Einzige, der den Durchblick hat. Er weiß, was da gespielt wird.

In der Summe ist all das nicht dazu angetan, die Geschworenen am Bielefelder Landgericht besonders mild zu stimmen. Sie mögen die Ausführungen des Gutach-

ters interessiert zur Kenntnis genommen haben. Dennoch stehen die besondere Heimtücke der Gewalttaten sowie ihr enormer Kollateralschaden bei der Bemessung des Strafmaßes im Vordergrund. Hier hat einer in Serie, über mehrere Jahre hinweg die Gesundheit und das Leben beliebig ausgewählter Menschen nachhaltig ruiniert. Ein gefährlicher Hangtäter, wie das heißt, mit dem der Richter bei der Urteilsverkündung schonungslos abrechnet: »Sie haben Ihren Opfern schwerstes und lebenslanges Leid zugefügt und einen Hang zu weiteren schweren Straftaten. Sie sind eine Gefahr für die Allgemeinheit.«

Darum wird gegen Pohl das maximale Strafmaß verhängt, obwohl zu diesem Zeitpunkt (noch) keines seiner Opfer an den Folgen der Giftattacken gestorben ist. Das ist eine Ausnahme in der deutschen Justiz; sie bedeutet, dass der Angeklagte eine lebenslange Haftstraße zu verbüßen hat. Die besondere Schwere der Schuld verhindert zudem, dass er mit dem Ende der Haftstrafe in die Freiheit entlassen werden kann. »In der Sicherheitsverwahrung haben Sie die Chance, sich ihre Ungefährlichkeit zu erarbeiten«, sagt der Vorsitzende Richter noch in seine Richtung.

Ob Lothar Pohl diese kleine Chance jemals zu nutzen versteht, ist allerdings fraglich. Es würde voraussetzen, dass er seine ungerührt verübten Taten irgendwann reflektiert und tatsächlich bereut. Genau dafür

haben Soziopathen wie er jedoch ausgesprochen wenig Talent. Sie fühlen sich niemals verantwortlich, gar schuldig, und die Belange ihrer Mitmenschen sind ihnen in aller Regel völlig egal. Salopp formuliert, müsste Pohl in der Haft also aufhören, Soziopath zu sein. Aber das setzt einen langen Weg durch die psychiatrische Therapie voraus.

Die auffällige Skrupellosigkeit hinter den perfiden Attacken mag ein Grund dafür sein, dass der Fall des (fälschlicherweise) sogenannten »Pausenbrot-Killers« die Öffentlichkeit weit über Ostwestfalen hinaus beschäftigt. Der andere dürfte in der Tatwaffe liegen. Dass ein männlicher Täter mit giftigen Mitteln arbeitet, um andere schwer zu schädigen, kommt in der öffentlichen Wahrnehmung eher selten vor. Die konservative Auffassung der Geschlechterrollen gibt dem männlichen Täter bevorzugt Schusswaffen, brachiales Werkzeug oder die rohe körperliche Gewalt in die Hand. Der Einsatz hochgiftiger Substanzen erscheint dagegen mehr oder weniger exklusiv dem nachgesagt »schwachen Geschlecht« vorbehalten. So will es zumindest das Klischee.

Tatsächlich haben auch etliche Männer seit jeher die enormen Vorteile der toxischen Gewalttat zu schätzen gewusst. Sie ist im Vergleich die weitaus dezentere Option, sie ist kalkulierbarer anzuwenden und darüber

hinaus auf den ersten Blick kaum zu erkennen. Es muss schon ein akuter Verdacht vorherrschen, bevor die herbeigeführten Todesfälle überhaupt von Kriminologen und Gerichtsmedizinern unter die Lupe genommen werden. Bis dahin können Monate, wenn nicht sogar Jahre vergehen, was die Aufklärung und Verfolgung nicht eben leichter macht. In dem Sinne hielt der römische Rhetoriker und Gelehrte Quintilian bereits im ersten Jahrhundert nach Christus fest: »Schwerer ist es, Gift zu erkennen als einen Feind.«

Schon Attalos III., letzter König von Pergamon (138–133 v. Chr.), soll dem Arzt und Gelehrten Galenos zufolge einen Giftgarten angepflanzt haben, um für alle Attacken gewappnet zu sein. Ganz ähnlich hat der römische Kaiser Caracalla (188–217 n. Chr.) auf seinen Reisen in Vorderasien jede Menge giftiger Pflanzen erworben und gesammelt. Es war seine Art der Vorratshaltung, »um sich all derer zu entledigen, die zu töten ihm beliebten«, wie es in einer Quelle heißt. Später nutzten adlige wie bürgerliche Herrschaften vorzugsweise das geruch- wie geschmacklose Arsen, auch »Erbschaftspulver« genannt, für tödliche Absichten. So soll König Otto III. im Jahr 1002 durch ein Paar kostbare, aber innen mit Arsen eingeriebene Lederhandschuhe vergiftet worden sein, die ihm die Witwe des römischen Patriarchen Crescentius I. überbringen ließ. Das Gift, das er über die Haut aufnahm, war demnach die Revanche da-

für, dass Otto jenen vier Jahre zuvor in Rom köpfen und den übrigen Leichnam ausstellen ließ.

Das alles und mehr geschah jeweils ohne Beweise, weil das vom Engländer James Marsh entwickelte Nachweisverfahren für Arsenik, die »Marsh'sche Probe«, erst ab 1834 serienreif war. Mit dem Aufkommen der ersten Massenmedien wurden spektakuläre Giftmorde dann häufiger wissenschaftlich bewiesen – und bald auch international bekannt.

Zum Beispiel Seweryn Antonowicz Klosowski alias George Chapman. Der aus Polen eingewanderte Friseur mischt in London zwischen 1897 und 1902 drei Frauen, mit denen er nacheinander zusammenlebt, das giftige Halbmetall Antimon ins Essen. Als es auf einen Verdacht hin in den Leichen gefunden wird, landet Chapman vor Gericht, wird verurteilt und im April 1903 im Wandsworth Prison gehängt. Die Vermutung, dass er mit dem gesuchten Serienmörder Jack the Ripper identisch ist, bestätigt sich jedoch nicht. Es kommt eben selten vor, dass ein Täter seine Art zu töten wechselt.

Oder Karl Hopf. Der Frankfurter Unternehmer, Drogist und Hundezüchter traktiert seinen Vater, zwei Ehefrauen und mindestens eines seiner Kinder kurz vor dem Ersten Weltkrieg so lange mit ausgeklügelt dosiertem Arsen sowie Typhus- und Cholerabazillen, dass sie an den Folgen sterben. Er kann überführt werden, weil dem Chemiker Georg Popp erstmals der Nachweis von

Giften in Knochen und Organen von exhumierten Leichen gelingt. Der Richter spricht bei seiner Verurteilung zum Tode im Januar 1914 von einer »neuen, wissenschaftlichen Art des Mordens«. Zwei Monate später wird Hopf durch das Fallbeil gerichtet.

Oder Hawley H. Crippen, der »Giftmörder von Camden«. Der in den USA geborene Mediziner bringt seine Frau Cora mit einem Giftcocktail zu Tode und versteckt die zerlegte Leiche unter dem Fußboden ihrer Londoner Wohnung. Die anschließende Flucht mit seiner Geliebten Richtung Kanada wäre wohl kaum noch gestoppt worden, hätte der Chemiker Bernard Spilsbury nicht so zügig Spuren des Beruhigungsmittels Hyoscin bei der Toten nachgewiesen. Seither gilt Spilsbury als einer der Wegbereiter der modernen Rechtsmedizin – auch wenn die Identität der Ermordeten seit einem DNA-Abgleich von 2007 ernsthaft in Zweifel gezogen wird.

Nicht zuletzt werden die meisten Giftanschläge mit einem politischen Hintergrund von männlichen Agenten und Kollaborateuren eingefädelt. Sie sorgten auf russischer Seite etwa dafür, dass zwischen 1957 und 1959 zwei führende Köpfe der Organisation ukrainischer Nationalisten mitten in München liquidiert wurden. Ein KGB-Agent feuerte in beiden Fällen mit einer Pistole eine Blausäure-Ladung auf die Exilanten ab. Zwanzig Jahre später, im September 1979, ließ der bul-

garische Geheimdienst den unliebsamen regimekritischen Publizisten Georgi Markow in London durch das berüchtigte »Regenschirmattentat« beseitigen: Ein Agent schoss im Vorbeigehen ein winziges Projektil mit dem Pflanzengift Rizin aus dem Griff seines Schirms in die Wade des Opfers, das an der Waterloo Bridge auf den nächsten Bus wartete. Vier Tage später war Markow tot. Das Projektil war eine Aufmerksamkeit des KGB zum Geburtstag des bulgarischen Staatschefs Todor Shiwkow, wie ein Insider später verriet.

Auf westlicher Seite wurden zwischen den CIA-Labors in Langley und denen des britischen Geheimdienstes bald jeden Monat neue Giftanschläge ersonnen, die das kubanische Problem namens Fidel Castro beseitigen sollten. Mal war das eine mit Nervengift versetzte Zigarre, mal ein mit Tuberkulose-Erregern verseuchter Taucheranzug. Der Maximo Líder entging allen Versuchen jedoch beharrlich. Später wurde PLO-Führer Jassir Arafat zur beliebten Zielscheibe von geplanten Anschlägen. So wird weiter darüber spekuliert, ob sein Tod im November 2004 eventuell die Folge einer Vergiftung gewesen sei: Die Konzentration von Polonium 210 in seinem exhumierten Leichnam gibt bis heute Rätsel auf. Das gleiche radioaktive Isotop war zwei Jahre später eindeutig der Grund für den qualvollen Tod des nach Großbritannien übergelaufenen russischen Agenten Alexander Litwinenko.